

Predigt am 11. Sonntag im Jahreskreis (A)

(Mt 9, 36 - 10, 8)

von Pfr. Dr. André Golob

„Gott allein genügt sich selbst“, las ich letztens beim jüdischen Lehrmeister Rabbi Maimonides. Gott braucht dich nicht und mich nicht, er ist nicht angewiesen auf unsere Gebete und Lobpreisungen und all die Anstrengungen, die wir veranstalten, um uns Gott gewogen zu stimmen. Gott hat uns nicht geschaffen, damit wir ihn preisen und um ihn werbend herumspringen mit erhobenen Händen, Zimbeln schlagend und Weihrauch schwenkend. Nein – Gott genügt sich selbst, er hat eine solche liturgische Zuwendung nicht nötig. Er ist so unendlich groß, dass es vermessen wäre anzunehmen, er bräuchte unsere Gebete und Gottesdienste.

Ein Studienkollege von mir ist in einer wichtigen theologischen Prüfung durchgefallen. Dabei hatte er nur eine einzige Frage, auf die er nicht gefasst war, falsch beantwortet. Auf die Frage des Professors: „Für wen feiern wir eigentlich Gottesdienst?“, antwortete er: „Das tun wir für Gott“. Dankeschön, mangelhaft, setzen, hieß es daraufhin – damit war ein ganzes Semester verschenkt. Mein Kommilitone wird die richtige Antwort in seinem Leben wohl nicht mehr vergessen.

Gottesdienste feiern wir für uns selbst, nicht für Gott. Und dennoch ist er dicht dabei, wenn wir Gottesdienste feiern. Denn er hat uns geschaffen, jeden von uns kennt er, jeden von uns liebt er – er weiß, dass wir seine Gegenwart brauchen. Um der Not der Menschen willen hat er es vorgezogen sich uns zuzuwenden, hat seinen Sohn geschickt, ihm Jüngerinnen und Jünger zur Seite gestellt. Wegen der Not der Menschen zählt er auf uns, auf jeden von uns.

Besonders nahe ist uns Gott in den Phasen unseres Lebens, wo es uns schlecht geht, wo wir kein Licht am Ende des Tunnels mehr sehen. Gerade in den dunklen Situationen unseres Lebens ist er da, begleitet uns, trägt uns. Und denen, die leiden, ist er besonders nahe.

Es ist nicht ganz richtig, wenn Maimonides und mit ihm die moderne Theologie sagt: Gott genügt sich selbst. Recht haben sie, wenn sie dabei pompöse Gottesdienste im Blick haben und ewig dauernde Litaneien und Gebete. Diese Art Bauchpinseleien braucht Gott sicher nicht. Doch seit Jesus wissen wir, dass Gott uns in unserem Nächsten begegnet. Und die Hilfe, die wir unserem Nächsten angedeihen lassen, ist damit *auch* Gottesdienst. Der Dienst am Menschen ist Dienst an Gott. Das ist eine Art Gottesdienst, auf die wir nicht verzichten dürfen – denn das hieße, Gott abzuweisen, ihn von uns zu stoßen. Das tun wir leider sehr häufig.

Uns begegnet Gott in unserem Gegenüber, unserem Mitmenschen. Was wir ihm tun, das tun wir Gott. Christ sein ist also nicht allein machbar. Christ können wir nur sein in einem Beisammensein, einem Miteinander, in der Begegnung. Deshalb macht es eigentlich auch keinen großen Sinn, sich ein Leben lang in Klausur zu begeben, sich in ein Kloster zurückzuziehen, sich von der Welt abzukehren. Unsere Religion ist kein Selbstheiligungsinstitut für den Einzelnen, kein Refugium vor einer ach so üblen Welt und sie ist gerade auch deshalb kein Opium fürs Volk.

Wir Menschen sind auf mitmenschliche Wärme angewiesen. Wir wären schon psychisch gar nicht fähig ohne den Zuspruch, die Geborgenheit und Nähe unserer Mitmenschen auszukommen – wir würden innerlich schwer Schaden nehmen.

Umso wichtiger ist es, dass wir heute in ökumenischer Verbundenheit zusammengekommen sind, dass wir das Leben teilen – und dafür stehen Brot und Wein. „Ut unum sint“ heißt es in der Bibel – auf dass wir eins sind, einander verbunden in Christus.

Gottesdienst feiern wir nicht für den Gott da oben, sondern für den Gott, der uns in unserem Nächsten begegnet. Christsein heißt Verbundenheit mit Menschen. Das können die Menschen sein, die im Moment neben uns stehen, das können jene sein, die uns in Gedanken und Mitgefühl verbunden sind, das können aber auch jene sein, die sich auf der ganzen Welt solidarisieren mit Opfern von Rassismus, Menschenverachtung und Gewalt.

Heißt es nicht in unserem wichtigsten Gebet: Vater unser? Das ist grammatikalisch gesehen - wie wir alle wissen - Genitiv Plural. Semantisch gesehen zeigt uns das,

dass wir in Gemeinschaft Gott besonders nahe sind – Vater *unser*. Das unterscheidet uns z.B. von unseren Schwestern und Brüdern im Islam. Dort gibt es kein individuelles Gebet und wenn man sich in der Moschee trifft, dann betet man zwar gemeinsam und zur selben Zeit, aber jeder für sich. Das ist bei uns ein wenig anders.

In Zeiten von Krieg und Pandemien, in Zeiten, in denen folgenden Generationen die Hoffnung auf eine intakte Umwelt genommen wird, in Zeiten, in denen immer mehr Machthaber und Diktatoren die Menschenrechte mit Füßen treten, in Zeiten, in denen Anstand und Menschenwürde kaum noch ein Stellenwert besitzen, müssen wir unsere Weihrauchfässer und Monstranzen, unsere Gebetbücher und Allerheiligenlitaneien beiseite legen und selbst zu Heiligen werden, in dem wir einer solchen Entwicklung entgegentreten. Das Leid der Menschen ist immer auch ein Leiden Gottes. Wenn wir ihre Tränen trockenen, kommen wir Gott so nahe, wie nie in unserem Leben.

Ich werde es nie begreifen, dass Kirchenobere den menschenverachtenden Umgang mit Flüchtlingen zwar kritisieren, aber nicht wirklich ein echtes Zeichen setzen, obwohl es ihnen in ihrer exponierten Stellung möglich wäre. Warum setzt sich der Papst nicht mal in ein Schiff und sammelt im Mittelmeer Flüchtlinge auf? *Den* Staatsanwalt oder Karabinieri möchte ich sehen, der ihm das Anlegen im Hafen verweigert. Und wie steht es mit den Galionsfiguren der anderen Konfessionen und Religionen?

So etwas gemeinsam zu tun, schweißt zusammen. Ich kenne das aus meiner ehemaligen Arbeit in unseren Entwicklungsprojekten in Afrika. Da ist es vollkommen gleichgültig, welche Konfession man hat. Man hilft, wo es nötig ist, und niemand kennt die Konfession des anderen. Auch so wird Nähe geschaffen, so entsteht echte Verbundenheit.

Wenn wir als Kirche diese Art des Gottesdienstes nicht kultivieren, dann werden wir früher oder später allein dastehen und niemand wird sich noch erinnern, was Kirche eigentlich sein sollte. Schon heute assoziieren die meisten Menschen mit Kirche etwas Negatives, bestenfalls einen weltfremden Betclub. Man kann es ihnen nicht immer verübeln. Sicher wissen viele nicht mehr, worum es in unserer Religion wirklich geht - aber wissen wir es denn selbst?

„Geht zu den verlorenen Schafen des Hauses Israels.“ „Heilt Kranke, weckt Tote auf, macht Aussätzigte rein, treibt Dämonen aus! Umsonst habt ihr empfangen, umsonst sollt ihr geben“, so lautet der Schlusssatz der heutigen Lesung aus dem Matthäusevangelium.

Es geht um den großen Kehraus. Der Blick auf diese Stelle des Evangeliums nimmt zunächst die Reinigung des *eigenen* Systems in den Focus. Man sollte erst bei sich anfangen, vor der eigenen Türschwelle kehren. An anderer Stelle weitet Jesus jedoch unseren Blick auf das Wohl der ganzen Welt und der gesamten Menschheit und ihrer Zukunft.

Einschneidende Ereignisse wie die Coronapandemie, der Ukrainekrieg, der Klimakollaps geben häufig Anlass Dinge zu überdenken, die längst überfällig sind. Werden wir bescheidenen in unseren eigenen Begierden, schauen wir über den Tellerrand und fragen wir uns, wie wir Gott und den Menschen in Zukunft besser dienen können.

Amen.